

Die Russenzeit

"Wir haben Glück gehabt", pflegte meine Mutter zu sagen, "wir mußten nicht flüchten."

Als Anfang 1945 die Trecks von Flüchtlingen kamen, fuhren die Glücklichen mit einem Planwagen, die Ärmsten mit einem Ziehwagen, zu Fuß sich dahinschleppend, kleine Kinder auf den Habseligkeiten sitzend. Nicht nur die vielen Tieffliegerangriffe, die wegen des Fliegerhorstes bei Ludwigslust geflogen wurden, sondern diese schier endlosen Trecks mit den verstörten und erschöpften Menschen nahmen den Schrecken vorraus, der uns heimsuchen sollte.

Die panische Angst der Menschen, von der russischen Armee überrollt zu werden, trieb die armen Menschen immer weiter westwärts. Ihre Berichte über die Schrecken der Flucht ließen uns erzittern. Es war unter Todesstrafe verboten, daß wir die Stadt verließen, es wurde immer noch "gesiegt". Trotzdem wurde unser Leiterwagen heimlich mit Kartoffelsäcken beladen, unser Silberschimmel bekam Hafer zu fressen, heimlich wurde Speck beiseite gelegt. Für meine Mutter war ein Flüchtlingsschicksal schwer vorzustellen, waren doch mein Großvater 70 und meine Großmutter 66 Jahre alt. Uns Kinder wollte sie mit zwei Leinen an sich festbinden, denn die abhanden gekommenen Kinder, wovon das spätere Waisenhaus in der Villa Heinsius voll war, waren der größte Verlust der Flüchtlingsmütter.

Meine Mutter hatte für uns Kinder kleine Leinentäschchen genäht, in die sie unsere persönlichen Papiere zur Identifikation tat, die elternlosen, umherirrenden Kinder, die vor Kummer nicht mal ihren Namen sagten, immer vor Augen. Noch aber gab es die große Angst, daß die Stadt verteidigt werden würde, da die Brücken der Altstadtinsel mit dicken Holzpalisaden verrammelt wurden und unter den Brücken Dynamit wartete, gesprengt zu werden. Beherzte und mutige Bürger der Stadt, Dr. Havemann und Bürger Carl Brandt stahlen sich des Nachts unter die Brücken und haben das Dynamit entfernt - Ehre ihrem Angedenken, denn bis auf ein paar Häuser überlebte unsere hübsche Stadt mit ihren Fachwerkhäusern, die schnell brannten.

Es könnte ein paar Tage vor dem Einmarsch der Russen am 3. Mai gewesen sein, da spielte sich eine Szene ab, die mich mit Schrecken erfüllte. Bei uns wurde eine Mutter mit zwei Kindern eingewiesen, die meine Mutter schnell als eine Frau eines hohen SS-Chargen identifizierte, denn sie war aus dem Kessel von Ostpreußen mit dem Schiff herausgekommen, nicht zu Fuß oder mit dem Pferdewagen. Meine Mutter als BBC-Hörerin war eine bestens informierte Frau, die mich Schmiere stehen schickte, wenn sie mit dem winzigen Volksempfänger das "BUM-Bumm-Bumm-Bumm-BUM" anstellte.

Unsere Zwischentür war nicht verschlossen, und ich erstarrte vor Schreck, als plötzlich ein baumlanger Kerl in einer schwarzen Uniform mit dem Totenkopf auf der Schirmmütze mich anfaßte und fragte, wo „diese“ Familie wohnte. Ich zeigte wortlos nach oben und er huschte die Treppen hinauf. Ebenso schnell huschte er hinunter und wortlos verrschwand er. Wenig später verließ die Frau das Haus, ohne Gruß und Dank und meine Mutter knurrte nur: "Die Ratten verlassen das sinkende Schiff."

Auf dem Marktplatz verkeilten sich allmählich alle Pferdewagen ineinander, wildgewordene Pferde stürzten in Schaufensterscheiben, und die Stimmung wurde immer bedrohlicher. Plötzlich schwang sich ein Redner, der das Kriegsende überlebte (Saalfeldt?) auf die Rathautreppe, schrie: "Nieder mit dem Krieg, ob die Russen von Osten oder die Amerikaner von Westen kommen!" Plötzlich huschten wieder so lange Kerle in schwarzen Uniformen der SS die Treppen hoch, aber der mutige Redner entkam, wenig später waren die Russen da .

Meine Mutter, die nicht wußte, ob sie den Laden nun schließen sollte, rief bei ihrem Freund in der östlich gelegenen Prislischer Straße an, was sie machen sollte, aber da standen die Russen schon mit ihren Panzern auf der Straße.

Es war warmes Maiwetter, wir wollten auf dem Balkon spielen, aber meine Mutter holte uns in den Keller und zog uns zwei Kleider übereinander. Da wußte ich, daß was Schlimmes passieren würde. Die Stadt war nun wie leergefegt, es kamen die Amerikaner, die wir so sehr herbeisehnten, aber es kam nicht zur Schlüsselübergabe, der Bürgermeister war geflohen, so zogen sie sich bis zur Ludwigsluster Chaussee westlich zurück. Wären wir nach Ludwigslust gegangen, wäre uns vieles erspart geblieben, und vielen Flüchtlingen auch, die es mit letzter Kraft bis Grabow schafften, und genau das erlebten, wovor sie Hunderte von Kilometern weggelaufen waren.

Zunächst einmal überwog bei mir die Neugierde, denn ich erwartete irgendwie Ungeheuer mit einem Rüssel, so etwas Ähnliches wie Marsmenschen. Als die sich nähernden Panzer T-34 die Häuser erzittern ließen - die Palisaden auf der Brücke waren verschwunden - erschreckten mich diese Blechkolosse, aber die Menschen, die aus den Luken guckten, waren zwar schlitzäugig, aber sonst ganz normal - ohne Rüssel. Blitzartig schoben sich weiße Fahnen aus den Häuserluken, um die Kapitulation zu signalisieren. Auch meine Mutter nagelte ein weißes Bettlaken an die Fahnenstange und spuckte auf die alte Hitlerfahne, um sie dann zu verstecken. Ein paar Leute standen am Straßenrand, und winkten zögerlich. Wir aber durften die Gardinen nicht berühren. Neugierde überwog.

Es kamen jetzt kleine Panjewagen, die ich vorher noch nie gesehen hatte und die von kleinen sibirischen Pferden gezogen wurden, denn es waren sibirische Regimenter, die Berlin, das erst am 8. Mai kapitulieren sollte, umgangen hatten, um möglichst weit nach Westen vorzustoßen. Der Jochbogen, der von der Deichsel aufstieg, erschien mir sehr fremd, und auch das Stroh, worauf sehr kleine Gestalten hockten. Ich sah ein Riesenweinflaß auf dem Markt liegen, die Soldaten grölten, schlugen das Faß an und hielten ihre Stahlhelme darunter und sofften. Die Reiter auf ihren Ponys stiegen gar nicht ab, sondern sofften im freien Sitz - sie fielen nicht herunter! Ich bewunderte sie sehr. Aber der wirkliche Zirkus ging nachts los.

Wir hatten wenigstens zwanzig Flüchtlingsfrauen und Kinder im Haus aufgenommen, und meine Familie dünkte sich schlau, sie auf dem Heuboden zu verstecken. Die Leiter wurde hochgezogen, so waren sie sicher - dachten wir. Wir machten die Rechnung ohne die sibirischen Pferdchen und Bauernjungen. Denn in der Nacht zogen weitere Pferderegimenter in die Stadt, nicht nur mit verhungerten Soldaten, sondern hungrigen Pferrden. Unser Silberschimmel wieherte animiert von soviel Getrappel und die Russen schlossen daraus, wo ein Pferd wiehert, gibt es auch Heu! Der hohe Torweg wurde übersprungen, und die Luke zum Heuboden erreichten sie, indem sie auf den Rücken eines Kameraden sprangen. Die Frauen sagten, es wäre schrecklich gewesen, wie sie alle nacheinander die Leiter herunterklettern mußten. Die meisten ahnten, was ihnen blühen würde. "Frau gut, Russe gut" - radebrechten sie. Die erste Sorge der Russen galt aber den deutschen Soldaten, es war ja noch Krieg und viele hatten noch Waffen. Also: "Deutsche Soldat"? Man sah unter die Betten, suchte die Wurstküche ab, drängte meine Mutter in die Küche, und sie machte die berühmte "Gekochte" meines Opas warm. "Sie aßen nicht, sie fraßen, so verhungert waren sie", meinte meine Mutter etwas mitleidig.

Meine Mutter wurde von einem Offizier "erwählt", dem die anderen gehorchten, was vielleicht ein Gemetzel, durch die Beherztheit meiner Mutter, verhinderte. Eine verschlossene Zimmertür versetzte einen alkoholisierten Soldaten in Rage. "Erste Regel bei einer Besetzung", pflegte meine Mutter zu sagen, "sammele alle Schlüssel ein" (denn die Russen schlossen die Frauen gerne ein, um freie Hand zu haben). Die Schreie der Nacht gellen mir noch heute in den Ohren, meine Mutter aber ging ein paar mal mit dem Offizier in die Zimmer, um den Vergewaltigten zu helfen, wenn es was zu helfen gab. Wir schliefen mit unseren Großeltern und Tante Else Danehl, die ihr Gesicht mit roten Flecken geschminkt hatte, um Typhus zu simulieren, im großen Schlafzimmer, das nur durch das Kinderzimmer erreichbar, war, wo meine Mutter mit dem Offizier "resiidierte". Sie hatte ein schwarzes Kostüm an, das sie anbehielt und sie verhinderte eine Erschießung meines Großvaters, der sich töten lassen wollte der Ehre wegen, mit den Worten: "Laß ihn doch mal rüberrutschen, aber bleib leben." Wurde meine Mutter vergewaltigt? Sie hat sich darüber so ausgelassen, zweite Regel: "Wenn Du ein Kostüm kaufst, muß die Qualität des Stoffes so gut sein, daß ihm auch ein Russe nichts anhaben kann." Jedenfalls sehe ich noch meine Schwester auf dem Fußboden knien, und den Offizier um das Leben meiner Mutter betteln. Der Russe erschloß keinen von uns, gab sogar seine Pistole in Verwahrung, die ihm meine Mutter am dämmernden Morgen wiedergab. Er hat riskiert, uns zu vertrauen, und wir hatten Glück.

Des Morgens: Totenstille in der Stadt. Der Anblick des Marktes bot ein Bild der Verwüstung, Pferdewagen, Panzer und Autos - alles war ineinander verknäuel, aber kein Russe war zu sehen. Meine Mutter weckte den Offizier und bedeutete ihm "Alle weg ..." Mit ziemlicher Panik eilte er davon und wir atmeten auf, es war die erste lebensbedrohliche Situation, die gemeistert wurde.

Tante Friedel mit Uwe, der gerade drei Jahre alt war und wie alle Kleinkinder oft weinte, beschloß, mit meiner Mutter zusammenzubleiben. Sie holte den Kinderwagen aus der Kirchenstraße gegenüber und wir zogen los, denn Mutter war sich im Klaren, daß wir im repräsentativen Haus gegenüber dem Rathaus eher nach "Hitleristen" und "Kapitalisten" aussahen, als nach schütztenwerten Arbeitern.

Wieso wir nicht in die Mühlenstraße gingen, die als Haus eine viel bescheidenere Fassade hatte und viele Versteckmöglichkeiten, weiß ich nicht. Jedenfalls gingen meine Großeltern in ihr Haus zurück. Und wir zogen in die Thälmannstraße (früher Parkstraße) zur Familie Clausnitzer, ins "Haus der Schrecken", kamen vom Regen in die Traufe.

Das Ausweichmanöver war klug, die Familie Clausnitzer mit unserer Familie freundschaftlich verbunden, das Haus eher unauffällig. Meine Mutter verließ uns leider und ich hatte schreckliche Angst. In der Innenstadt brannten ein paar Häuser, und auch unser Haus hatte Feuer gefangen. Das entzückende Cafe Gabke, wo man aus langstieligen Eisbechern köstliches Eis bekam, war mit einer Panzerfaust angezündet worden, da Herr Gabke keinen Alkohol herausgab und an der Tür das Plakat nicht entfernt hatte: "Polen dürfen das Cafe nicht betreten". Er hatte Erfahrung aus dem 1. Weltkrieg und hatte allen Alkohol in den Gully ablaufen lassen. Die Russen glaubten ihm nicht. Das Haus brannte ganz nieder, nach der Wende wurde die Volksbank darauf gebaut.

Es wurde auch die Polizeistation, links vom Rathaus angezündet, worüber sich das Heimatmuseum befand. Es brannte auch ganz nieder, ferner das benachbarte Haus, wo arme Familien der Stadt wohnten. Die umliegenden Häuser fing Feuer, aber der Nachbar, Bäcker Smeykal (heute van den Hoevel), alle halfen, die Schwelbrände zu löschen, und so überlebte unser Haus.

Derweilen bahnte sich für uns die nächste lebensgefährliche Situation an. Ich hörte Schüsse im Haus in der Thälmannstraße und schreckliches Stiefelgetrappel. Herr Clausnitzer kam hereingestürzt und rief: "Lauft so schnell ihr könnt". Ich versteckte meine Puppe unter dem Sofakissen, dachte nicht an unser Kind Uwe, das im Kinderwagen schlief. Seine Mutter, Tante Friedel war mit in die Stadt gegangen, man soll seine Kinder in solcher Situation nicht alleine lassen. Wir liefen um unser Leben, man schoß hinter uns her, wir liefen, bis wir einen Unterstand fanden und uns verkrochen. Mir schlugen die Zähne vor Angst aufeinander, die Kinder wimmerten, ihnen wurden die Mäuler zugehalten. Die Männer robbten nach draußen und verkündeten voller Entsetzen, daß das Haus brannte. Ein noch größeres Entsetzen packte uns, als wir feststellten, daß ja das Kind Uwe noch im Haus war. Herr Clausnitzer wurde zum Held, schlich sich ins Haus an erschossenen Menschen vorbei, fand das Kind unversehrt, obwohl überall Einschüsse waren und rettete sich zu uns.

Was war geschehen? Es war schon der 8. Mai und der Waffenstillstand greifbar. Im "Haus des Schreckens" lag ein junger Soldat frisch verwundet im Bett. Als ein Russe nach deutschen Soldaten fragte, verneinte der Vater. Der Russe aber zog die Bettdecke herunter und sah die Verwundung des Sohnes. Als er den Sohn erschießen wollte, zog der Vater die Pistole und verwundete den Russen mit einem Streifschuß. Daraufhin piff der andere Soldaten herbei und es wurden zehn Hausbewohner erschossen, mit Benzin übergossen und angezündet. Das allerdings erfuhren wir erst später.

Aus dem Bunker gingen wir zur Familie Klinger im Ternosenweg. Es läuteten die Glocken vom Kirchturm, was bedeutete das? Wie eine Minerva erschienen meine Mutter und Tante Friedel, sie hatten uns unter den Leichen gesucht und nicht gefunden. Aber die Leute hatten uns gesehen und ihnen hoffnungsvoll den Weg gewiesen. Meine Mutter verkündete, daß nun "Waffenstillstand" sei, jetzt könnte nicht mehr jeder Russe einfach jeden erschießen. Paradiesische Vorstellung. Sie brachte ein Federbett mit, das sie aus dem Markstraßenhaus geholt hatte. Sie brachte auch unser blondes Dienstmädchen Gisela Güssmer mit, die sich im Gebüsch des Schützenparks zu verstecken suchte und schon Schlimmes hinter sich hatte. Blond und jung bedeutete fast immer, vergewaltigt zu werden.

Das Plündern und Schießen ging weiter und wir begingen einen schweren Fehler. Wir suchten einen Bunker auf - alle Familien hatte sich so etwas zugelegt - und zwar bei der Faßfabrik Lühke. Meine Mutter war mit der Familie Andris befreundet (der Tochter Grete, womit uns noch eine andere Geschichte später verbinden sollte). Inzwischen plünderten die Soldaten aber auch die vorher ruhige Villengegend, und die "Villa Lühke", die als denkmalgeschützte Villa auch heute noch existiert, zog eine ganze Armada von Russen an. Der Bunker war verbarrikadiert, aber die Russen hangelten sich durch die Entlüftung und mit vorgehaltener Pistole leerte man meiner Mutter ihre Handtasche aus. Sie hatte aber die Uhr im Bunker im Sand vergraben, klug geworden vom ewigen "Uhri, Uhri!"-Geschrei!

Man feierte den Sieg und es spielten sich wieder schreckliche Szenen ab. Meine Schwester umklammerte unsere Gisela und ich trat mit den Füßen gegen die Kellertür (abgeschlossen), hinter der meine Mutter mit gezogener Pistole gezwungen wurde. Meine Mutter wehrte sich, und mein Schreien erweichte einen alten Russen, der durchs Kellerfenster winkte und die Szene beendete, "Du hast mich gerettet", weinte meine Mutter. Nie wurde ich die Angst um sie los.

Hoffnungslos zogen wir durch die Stadt, so verwirrt wie die anderen Menschen auch. Nirgends war man sicher. Im Marktstraßenhaus ereilte uns wieder das Schicksal. Betrunkene Soldaten wollten uns Kapitalisten erschießen. Ich verkroch mich unter dem Schreibtisch. Plötzlich erschien eine Polin, die ein illegales Kind (von einem Deutschen?) geboren hatte und meine Mutter hatte ihr oft etwas zugesteckt. Sie sprach Russisch, und erzählte den Russen, daß wir weder Hitleristen noch Ausbeuter waren, sondern ihr geholfen hatten. Nun weinten die Russen vor Rührung, und ich, oh Graus, wurde geküßt. So ist der Russe nun mal.

Zum Schlafen gingen wir zu einer Familie auf dem Kießerdamm, die nur durch eine Wand von einem Mann getrennt war, der in der zukünftigen Politik eine Rolle spielen würde, wie er hieß, weiß ich nicht mehr (Saalfeldt, Brand?). Tagsüber gingen wir in das Marktstraßenhaus. Aber auch das Tageslicht schützte nicht. Wir saßen beim Frühstück, plötzlich öffnete sich die Tür, ein Russe nahm sich wortlos einen Küchenhocker und setzte sich mit Gewehr und aufgefanztem Bajonett vor unsere Haustür.

Unser Haus wurde auserkoren zur Beherbergung der Kommandantur. Der Kommandant (Suchnow?) schlief in unserem Kinderzimmer unter den holzgeschnitzten Märchenfiguren, wie wir später feststellten. Wir hatten eine Stunde Zeit, um ein paar Sachen zu packen, die wir auf den Leiterwagen warfen. Das Pferd war schon geklaut, obwohl es zweimal in seinen Stall zurückgekehrt war, so spannte sich mein Großvater in die Deichsel, auch ein Bild, was ich nicht vergessen habe. Ich hatte kindliche Sorgen um meine Puppen, die unter dem Bettzeug lagen und ersticken würden. Wir schoben den Wagen in die Mühlenstraße, wo ich mich erheblich besser fühlte.

Eine Szene ist noch erzählenswert, weil daraus eine Empfehlung folgt:

Die russischen Offiziere hatten noch lange Degen, vor denen ich mich sehr fürchtete, wenn sie damit herumfuchtelten. Eines Tages inspizierten sie unseren langen und schönen Mühlenstraßenhof, in dem sie systematisch die Degen in die Erde steckten, um nach eingegrabenen Sachen zu suchen, für Bauernsoldaten nahe liegend. Sie fanden nichts, denn meine Großeltern hatten schon nach der Stalingrad-Schlacht mit einem verlorenen Kriege gerechnet und begonnen, Wäsche, Geschirr, Silber, Speck und Würste zu vergraben. Eine Grube befand sich im weißen Holzspeicher und man hatte Holz darüber geworfen, im Garten hatte meine Mutter Bohnen gepflanzt, die ganz stramm standen. Die Russen standen zwar sinnend davor, ließen aber davon ab, das Beet umzuwühlen.

Leider hatten sie Boote, und fischten auf der Elde, indem sie Eiergranaten, von denen sie die Zünder mit den Zähnen abbissen, ins Wasser warfen. Wehe, sie warfen zu spät - manchen Jungen traf der Tod noch nach dem Waffenstillstand auf diese Weise. Fast 50 Russen kamen nach Kriegsende noch um und wurden in Grabow beerdigt und nicht, wie viele Flüchtlinge, namenlos verscharrt. Nie wurde der Russenfriedhof geschändet und ist noch heute zu besichtigen. Eines Nachts kam eine Horde Russen mit Booten übers Wasser und drangsalierte die Frauen im Haus. In dieser Nacht konnte ich mit meinem Schreien eine Vergewaltigung meiner Tante nicht verhindern. Ich dachte, sie sei tot, denn sie lag danach völlig erstarrt im Bett. Aus dieser schrecklichen Zeit der Gewalt blieb mir eine lebenslange Angst vor russischen Soldaten, die mich bis zum Alter von 30 Jahren in meinen Träumen verfolgten und folterten.

Die Folgerung muß nachgetragen werden, was das Eingraben angeht:
"Früh genug und ohne die Augen der Nachbarn."

Wir blieben lange in der Mühlenstraße, wo wir aus der Pumpe Teewasser hatten, aus der Elde Spülwasser, Holz zum Feuermachen und Eier von den Hühnern. "Wir haben Glück", sagte meine Mutter, "wir mußten nicht flüchten". Das Haus wurde nachts "verbarriadiert". Unter die Türklinke wurde ein Brett geschoben, an den gußeisernen Schlüssel ein eisernes Gewicht (2 kg) gehängt, traten die Russen voller Wut gegen die Tür, wurden alle Frauen versteckt, meine Mutter eilte in die erste Etage, öffnete das Fenster, und da sich die Soldaten oft in der Hausnummer irrten, hielt sie zwei Dinge in den Händen: eine vertrocknete Wurst und einen Nagel. Das Nachbarhaus war die Eisenwarenhandlung Leopoldi und die Armee richtete sich allmählich ein und brauchte dazu Eisenwaren. Brauchten sie Eisenwaren, war bei uns "Entwarnung", die Frauen verließen die Verrstecke und alles nahm wieder seinen Gang.

Die Nachbarsfamilie flüchtete in den Westen, das Haus wurde enteignet, aber nach der Wende zurückgegeben und verkauft. "Püppi Leopoldi" wurde in der Nacht, als meine Tante vergewaltigt wurde, auch vergewaltigt. Sie war im 8. Monat schwanger und fast verblutet. "Nie wieder betrete ich dieses Haus", erzählten wir uns beim Bier nach 1990, so tief sitzen die Schrecken. Trafen sich die

Frauen zu Geburtstagfeiern, dauerte es nicht lange, und die "Russenzeit" war dran. Man sprach nur hinter vorgehaltener Hand davon, für die neuen "Freunde", wie man die Sowjets nannte, waren diese Dinge politisch tabuisiert. Als "Freunde" mußten die verhaßten Russen bezeichnet werden. Man sprach es mit slawischem Akzent aus, um den Abstand zu ihnen zu demonstrieren. Die durch die Stadt rasselnden Panzer nannte man "Friedenstauben".

Die Zeiten beruhigten sich etwas. Wir kehrten ins Marktstraßenhaus zurück, als die Kommandantur auf den Kießerdamm verlegt wurde, in das große Eckhaus (Kohlehandlung Rodewald), um das man ging, um zum Bahnhof zu kommen. Die Familie bekam auch eine Stunde Zeit, dasselbe Szenario also. Wir kamen in ein leer geräumtes Haus.

Am Eingang hatte man neckischerweise ein Loch in die Fensterscheibe geschossen und einen Rotdornstrauß gesteckt, also muß es im Monat Juli gewesen sein. Den Tresor hatte man im Eßzimmer aus der Wand gerissen und die Eisenwand aufgeschweißt, aber nichts gefunden. Meine Mutter hatte alles vorher herausnehmen können.

Im merkwürdigen Gegensatz zur Leerheit der Räume hingen die Wände voller uns nicht gehörender Bilder. Sie konnten fast alle an die Besitzer zurückgegeben werden, da Mamas Freundin, Else Danehl, ein Bilderrahmengeschäft hatte, und durch Einrahmen viele Besitzer noch erinnerte. Die Kleider meiner Mutter hatten sich die Russinnen geholt, die sie stolz auf der Straße spazieren führten. Es entbehrte nicht der Komik, wenn meine Mutter sagte: „Oh, da geht mein Kleid spazieren, steht der ‚Dame‘ gut.“

Die weißen Hochzeitshandschuhe meines Vaters hatten es dem Wachposten angetan, der vor dem Haus saß. Ostentativ hielt er damit das Gewehr zwischen den Beinen, und man durfte auch seine geklauten Uhren betrachten. Neben ihm saß unsere Dogge Senta. Als sie uns entdeckte, riß sie aus. Von da an sträubten sich bei ihr die Haare und sie knurrte, wenn sie die Geruchsmischung aus Machorka und kalt gewaschenen Uniformen der Russen in die Nase bekam. Ich liebte sie sehr und nahm sie später immer als Schutz mit bei Spaziergängen.

Bei den Russen fiel ihr permanenter Hunger auf. Eier tranken sie roh aus, sie bedienten sich öfter bei meiner Oma, Sonnenblumenkerne kauten sie hingebungsvoll und spuckten die Spelze im hohen Bogen aus, was mir sehr imponierte. Bis jetzt hatte Mecklenburg nicht hungern müssen, z.T. gab es noch Eingewektes, irgendwelche Reserven. Unser Geschäft wurde mit Erlaubnis der Kommandantur wiedereröffnet und Fleisch und Wurst wurden ein rarer Artikel.

Erst das Jahr 1946/1947 wurde ein Hungerwinter, mit wochenlanger Kälte von minus 20°C Grad. Alles fror ein, die Wasserleitungen und die Abflußrohre. Alles schiß in Eimer, taute Schnee auf, ging mit dicken Pullovern ins Bett. Besonders verzweifelt war die Situation für die Flüchtlinge, die die Einwohnerzahl Grabows und Mecklenburgs verdoppelt hatten und oft auf Dachböden und in unheizbaren Zimmern hausten. Ich kannte viele, da ich montags das Geschäft des Brüheverkaufs betrieb. In der Küche waren von den Berufstätigen Blechkannen abgegeben worden, die gefüllt wurden, denn die Brühe war in einer Stunde ausverkauft. Sie kostete 1948 nach der Währungsreform 10-30 Pfennige.

Ein gebildeter Herr mit Silberbart, der sicher bessere Tage gesehen hatte, trank seine Brühe gleich bei mir im Flur aus, ich gab ihm reichlich und er dichtete mir zur Konfirmation ein Gedicht. Wir hatten Glück, wir mußten nicht fliehen.

Man setzte uns 1945/46 das Wohnungsamt ins Haus, in die erste Etage. Die Leute saßen die Treppe herunter und die Diebstähle, z.B. von Glühbirnen, nahmen zu. Zum Unglück bekamen wir Scharlach. Um nicht ins Krankenhaus zu kommen, wo die Menschen an Typhus starben, hatte der Arzt die meldepflichtige Infektion nicht angezeigt. Meine Mutter turnte jetzt die Treppe an den Wartenden vorbei hinauf, lief mit Essen und Trinken treppauf-treppab, es war eine Qual. Wir waren vier Wochen schwer krank.

Ich hatte als Folgekrankheit einen entsetzlichen Gelenkrheumatismus und meine Schwester eine Nierenkrisis. Das Krankenhaus, bzw. das Lazarett war in der Friedrich-Rohr-Schule untergebracht, die Typhuskranken kamen in die angebauten Baracken. Wir überlebten den Scharlach, und, oh Glück, das Wohnungsamt zog aus, und wir kamen aus dem sonnenlosen Kinderzimmer ins große

Schlafzimmer, wo die Märzsonne ins Bett schien. Ich erinnere mich bis heute des Glücksgefühls der Wiederauferstehung.

Die Angst vor den Russen blieb bei den nun einsetzenden Verhaftungen. Oft bummerte es nachts an der Tür und es kamen bis an die Zähne bewaffnete Kontrollen. Wollten sie uns bei Schwarzschlachtereierwischen? Sie kontrollierten die Wohnräume, die Schlachtereier, die Böden. Kleine Gegenstände klauten sie: Scheren, Nähadeln (gab es nicht), usw. Wir konnten nur ahnen, daß sie einen Vorwand suchten, für das, was sie auch ohne Vorwand taten: die Leute abzuholen und bis nach Sibirien zu verschleppen. Wir hatten Angst, besonders meine Mutter um ihren alten Vater und ich um meine Mutter.